

Joachim Küchenhoff

Die Psychoanalyse – Eine zeitgemäße Wissenschaft?

Erfolg und Krise der Psychoanalyse

In einer breit gestreuten Umfrage, die das »Life Magazine« zur Jahrtausendwende durchgeführt hat, wurde nach den wichtigsten Ereignissen und den wichtigsten Personen des Jahrtausends gefragt. Die Publikation der »Traumdeutung« 1900 kam dabei auf den 32. Platz, ihr Autor, S. Freud, direkt nach Darwin, Galilei und Kopernikus auf den achtundzwanzigsten.

Die Nachbarschaft hätte Freud gefallen. Er hat die Psychoanalyse als die dritte große Zumutung für das menschliche Selbstbewusstsein angesehen: durch Darwin in der Frage der Abstammung, durch Kopernikus in der Frage nach der Stellung im All desillusioniert, wurden durch die Entdeckung des Unbewussten das menschliche Bewusstsein und die Souveränität des Ichs entthront.

Freud konnte an Vorläufer anknüpfen. Die romantische Naturphilosophie, insbesondere Schelling, und die Vernunftkritik Schopenhauers und Nietzsches, die zu einer Würdigung der Triebnatur des Menschen führten, sind hier zu nennen (Marquard 1987). In der Literatur des 19. Jahrhunderts spiegelt sich die Irritation durch unbewusste Handlungsmotivationen und ein nicht artikuliertes Begehren – stellvertretend sind Goethes immer noch höchst lesbaren »Wahlverwandtschaften« des Jahres 1808 zu nennen, in denen explizit von »unbewussten Erinnerungen« die Rede ist und davon, dass »das Bewusstsein (...) keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche (ist), für den der sie führt« (vgl. von Matt 1999).

Dennoch ist es erst Freud, der die Erforschung des Unbewussten systematisiert und zu einer Wissenschaft ausbaut. Der Nachweis, dass das eigene Wollen und Handeln sich in den Intentionen des Bewusstseins nicht erschöpft, dass Subjektivität auch und gerade an den Orten zutage tritt, wo man sie nicht vermutet, in scheinbar Nebensächlichem wie Fehlleistungen und Träumen oder scheinbar Defizientem wie Krankheitssymptomen – dieser Nachweis stellt *die* Bewusstseinstheorien in Philosophie und Psychologie grundsätzlich in Frage, die den Erfahrungshorizont mit den Grenzen des Bewusstseins gleichsetzen. Die Psychoanalyse – so wird rückblickend klar – reiht sich ein in die großen Denkansätze des 20. Jahrhunderts, die die jenseits der eigenen menschlichen Intention liegenden Bedingungen und Ordnungen des menschlichen Lebens herausarbeiten, seien es nun die vorsubjektiven Strukturen im Strukturalismus, die vor aller Reflexion liegenden Weisen des In-der-Welt-seins in der Existenzial-

philosophie, die gesellschaftlichen Diskurse, die sich in das Denken des Individuums einschreiben, in der Diskursanalyse, oder den Vorrang des Gesprächs vor dem individuellen Denken in der Hermeneutik. Die Psychoanalyse untersucht unbewusste Motivationen, wie sie sich je eigenwillig zusammensetzen aus den natürlichen Anlagen, insbesondere der Triebnatur, den Unverfügbarkeiten frühester Lebenserfahrungen und den auf beide antwortenden Phantasiebildungen.

Aber die Psychoanalyse ist keine Philosophie, sie postuliert Unbewusstes nicht theoretisch, sondern schafft eine empirische Situation, die psychoanalytische Kur, als *den* Rahmen, der es ermöglicht, den Spuren unbewusster Erfahrungen nachzugehen, sie zur Sprache kommen zu lassen und an ihnen zu arbeiten. Psychoanalytische Erfahrung beginnt und endet in der Praxis; sie ist Erkenntnis, aber auch Veränderung, eben Praxis im besten Sinn. Darin gerade liegt die zweite große Provokation der Psychoanalyse, in diesem ihr eigentümlichen Wissenschaftsverständnis. Zu ihm gehört das soeben beschriebene neue Verhältnis von Theorie und Praxis, aber auch dies: die Psychoanalyse bringt zu Anfang unseres Jahrhunderts die gerade erst von Dilthey wohlgeordnete Sphäre der Geistes- und der Naturwissenschaften durcheinander, weil sie beansprucht, an beiden Anteil zu haben. Bis heute, so scheint es, bleibt diese ungewohnte Wissenschaftsauffassung eine Provokation für den Wissenschaftsbetrieb (Warsitz 1997).

Die Geschichte der Psychoanalyse ist unter vielen Gesichtspunkten geschrieben worden; es steht an, sie auch einmal – nicht als Erfolgsgeschichte (die Psychoanalyse ist kein Produkt, das sich auf dem Markt durchzusetzen hätte), aber doch in ihrer ausgesprochen reichhaltigen Wirkungsgeschichte zu beschreiben. Und diese Wirkungen sind enorm, im klinischen Bereich zu allererst, aber auch in den Kultur- und Geisteswissenschaften.

Fast alle psychotherapeutischen Richtungen, wenn sie sich nicht vom Behaviorismus oder der Systemtheorie ableiten, haben ihre Wurzeln in psychoanalytischen Konzepten. Jahrzehntlang haben psychoanalytisch inspirierte Institutionen und Therapeuten die Hauptlast der psychotherapeutischen Patientenversorgung, jedenfalls in der BRD, getragen und völlig neue Zugangswege zu einer Vielzahl psychischer Störungen entwickelt. Weniger offensichtlich mag der Einfluss der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften sein. Von der Provokation, die die Psychoanalyse in der Philosophie ausgelöst hat, war schon die Rede; zu ergänzen ist hier nur beispielhaft, dass einer der wichtigsten Philosophen der Gegenwart, Jacques Derrida, seine dekonstruktivistische und subjektkritische Philosophie in einer über dreißig Jahre andauernden Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse entwickelt hat (zum Beispiel 1998).

Ein weiteres Beispiel ist die Wirkung auf die Literaturwissenschaften. Glücklicherweise hat sich der ungute individualpsychologische Reduktionismus, der Kunstwerke auf biographische Belastungen verkürzte, überholt. Als gehaltvoll hat sich erwiesen, analytische Gegenübertragungsmodelle für das Verständnis der Beziehung zwischen Autor und Leser zu adaptieren und damit die affektive Wirkung von Literatur besser zu verstehen. Ebenso groß ist der Beitrag zum Verständnis gerade von moderner Literatur, weil psychoanalytisch informierte Textanalyse gleichsam den »Körper« des Texts untersucht, seinen Rhythmus, seinen Ton, Takt oder seine Wortkraft, so dass die andere Logik des Textes, sein Aufbau von unbewussten Erfahrungsebenen her, besser verstanden werden kann. Am wichtigsten sind hier wohl die ungewöhnlichen Arbeiten von Julia Kristeva (z.#B. 1975), die Sprachwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin zugleich ist.

Der beste Beleg für die Wirkung der Psychoanalyse (und zugleich ein Hinweis darauf, dass sie dabei dem Risiko der Trivialisierung ausgesetzt ist) ist vielleicht die Absorption psychoanalytischer Fachausdrücke in die Umgangssprache: »Verdrängen«, »Fehlleistungen«, »Projizieren« etc. sind Beispiele dafür.

Die Geschichte der Psychoanalyse im 20. Jahrhundert ließe sich auch als Entwicklung ihrer klinischen Theorie darstellen. Wie sehr auch die Psychoanalyse ihrem Begründer verpflichtet geblieben ist, so hat sie sich als ausgesprochen lebendige Wissenschaft erwiesen, die ihre Konzepte immer weiter entwickelt hat. Anstelle von Namen seien nur einige Entwicklungslinien genannt:

- Die klinische Theorie hat sich ausdifferenziert, wir unterschieden mindestens vier große Linien, die Trieb- und Konfliktpsychologie, die Selbstpsychologie, die Ichpsychologie und die in sich ausgesprochen vielfältige Objektbeziehungstheorie.
- Diese klinischen Konzepte sind den sich wandelnden Herausforderungen, also veränderten Symptombildungen und seelischen Belastungen unserer Patienten, gerecht geworden; stellvertretend nenne ich die Fortschritte in der Behandlungstechnik schwerster Persönlichkeitsstörungen und schwer traumatisierter Patienten.
- Wir verfügen über eine immer besser ausdifferenzierte psychoanalytische Entwicklungsforschung, die zu einer konstruktiven Hinterfragung der für die klinische Theorie ja wesentlichen Modelle zur seelischen Entwicklung geführt hat.
- Ausgehend von einer Ein-Personen-Psychologie, die die innerseelische Verarbeitung von Konflikten untersucht und die nach wie vor bedeutsam ist, haben sich Zwei- oder Mehr-Personen-Psychologien entwickelt. Dadurch können wir besser verstehen, wie wichtig in-

tersubjektive Erfahrungen für die psychische Strukturbildung sind, und zwar sowohl in der Entwicklung des Menschen als auch in der therapeutischen Situation; wir wissen deshalb immer mehr von der großen emotionalen Bedeutung der therapeutischen Beziehung.

- Mit den bislang skizzierten Linien eng verbunden ist eine weitere, die mir selbst sehr am Herzen liegt. Der Gegenstand psychoanalytischen Verstehens hat sich ausgeweitet. Wir haben klarere Modelle nicht nur dafür, wie unbewusstes Begehren sich äußert, sondern darüber hinaus auch, wie Unbewusstheit entsteht. Die Patienten, denen es nicht möglich ist, Erfahrungen zu verarbeiten und zu verinnerlichen, belehren uns darüber, wie Beziehungen ebenso wie Merkmale der Persönlichkeitsstruktur beschaffen sein müssen, damit Verdrängung überhaupt möglich ist. Das heißt, wir verstehen heute mehr davon, wie sich der Reichtum seelischer, auch: unbewusster Erfahrungen bildet. Gelegentlich ist von »Mentalisierung« die Rede, ich bevorzuge es, von der Entstehung psychischer Repräsentation zu sprechen. Dazu gehört auch, dass wir dort, wo Erfahrungen nicht repräsentiert werden können (wie im Autismus, oder bei manchen Spielarten sog. psychosomatischer Erkrankungen), diese Sprachlosigkeit (im weitesten Sinn) nicht nur von ihren Auswirkungen her als strukturelles Defizit beschreiben können, sondern auch von ihrer regulatorischen Funktion her als verzweifelte Selbstschutzmechanismen.

Diese Skizzen können natürlich nicht vollständig sein. Sie müssen es auch nicht; bislang war nur zu zeigen, dass die Psychoanalyse nach außen ausgesprochen wirkungsvoll gewesen und nach innen sich höchst lebendig entwickelt hat.

Dennoch ist die Psychoanalyse heute enormen Anfechtungen ausgesetzt. Die verstärkte naturwissenschaftliche Orientierung in den Seelenwissenschaften hat zur Konsequenz, dass zum Beispiel Psychiater gegen die Psychoanalyse den Vorwurf erheben, ihre wissenschaftlichen Modelle seien veraltet und müssten durch biologische und verhaltenstheoretische ersetzt werden. Flankiert werden die Vorwürfe mit dem Argument, die psychoanalytische Forschung folge nicht den Gütekriterien der evidence based medicine. Diese Vorwürfe sind zum Teil recht radikal – sie setzen an der Sprachwurzel an. Der Neurosenbegriff, der für die Psychoanalyse wichtig war, wurde in der letzten Revision der Klassifikationsinventare psychischer Krankheiten mehr oder weniger gestrichen – Versuch einer Abschaffung des Gegenstandsreichs der Psychoanalyse durch Umdefinition. Ebenso radikal ist die einseitige Definition von Wissenschaft: »Evidenzbasierung« ist gefordert, und in einer merkwürdigen, allmählich bereits oft klaglos hingenommenen Begriffsverdrehung wird das, was am wenigstens unmittelbar einsichtig und persönlich erfahrbar ist (das meint ja Evidenz), als besonders evident be-

trachtet, zum Beispiel die Ergebnisse hochartifizuell angelegter randomisierter und kontrollierter Studien.

Medien haben den Angriff auf die Psychoanalyse verstärkt. »Freud bashing« ist in den USA zur Mode geworden, bei uns wird immer neu der Psychoanalyse ein »Tiefenschwindel« vorgehalten.

Mediale und wissenschaftliche Angriffe treffen sich in dem entscheidenden Punkt, dass die Psychoanalyse ihre Zukunft hinter sich habe und nicht mehr zeitgemäß sei. Diesem Vorwurf der Unzeitgemäßheit gilt es, sich zu stellen. Das soll im folgenden Abschnitt geschehen.

Die (Un-)Zeitgemäßheit der Psychoanalyse

»Zeitgemäßheit« kann mindestens zweierlei heißen:

- Zeitgemäß ist, was dem Geist der Gegenwart entspricht bzw. diesen Zeitgeist ausdrückt.
- Zeitgemäß ist, was auf der Höhe der Gegenwart ist und ihr gerecht wird, was sich aktuellen Anforderungen stellt und die Auseinandersetzung mit ihnen sucht.

Wenn es um den Zeitgeist geht, muss nachgefragt werden, wer denn den sog. Zeitgeist bestimmt. Richard Sennett, der bekannte amerikanische Soziologe, hat in einem seiner letzten Bücher eine Zeitdiagnose versucht; es heißt im Deutschen »Der flexible Mensch«, im Originaltitel aber eindeutiger und polemischer »The corrosion of character«, die Zersetzung der Persönlichkeit (Sennett 1998). Sennett untersucht gegenwärtig bedeutsame gesellschaftliche und institutionelle Strukturen in ihren langfristigen und unumkehrbaren Auswirkungen auf den Charakter. Sennett sieht in der Flexibilisierung von Organisations- und Lebensformen eine Machtstrategie. Sie besteht aus drei Elementen:

1. Gewachsene Arbeitsformen werden ohne Wahrung historischer Kontinuität verändert. Sie werden funktional zergliedert, die sog. Module lassen sich nach Belieben entfernen oder ergänzen. Institutionen wie Unternehmen, Universitäten etc. sollen damit wirtschaftlich ertragreich werden.
2. Permanente Innovation wird als marktgerechte Strategie durchgesetzt. Flexibilität wird dabei durch Spezialisierung erreicht. Eine möglichst große Produktpalette soll möglichst rasch vermarktet werden. Wenn aber je nach Marktlage immer anderes erzeugt wird, wird die Identifikation mit dem, was man produziert, aufgelöst.

3. Neue Managementformen leben von einer Verschiebung der Machtstrukturen: Machtzentren werden unsichtbarer, einzelne Arbeitsgruppen sollen ja selbständiger handeln, der Haken ist nur: die Ziele sind vorgegeben, meist überfordern sie, solche Zielvorgaben wirken dann umso machtvoller; die vielbeschworene Transparenz wird zur Durchsichtigkeit, die auch Kontrolle erleichtert.

Die Wirkungsmächtigkeit dieser Elemente wird von Sennett nun so zusammengefasst, dass er von einer neuen Organisation der Zeit spricht. Es ist ein fundamentaler Eingriff ins Zeitbewusstsein: »Das Wesen des flexiblen Wandels soll es sein, sich von der Vergangenheit zu lösen und das Vorausgehende entschieden und unwiderruflich zu verändern. (...) Die Zeit in Unternehmen und für den Einzelnen ist aus dem eisernen Käfig der Vergangenheit entlassen, aber neuen Formen der Kontrolle und neuer Überwachung von oben unterworfen. Die Zeit der Flexibilität ist die Zeit der neuen Macht« (Sennett 1998, S.#75). Das Ergebnis dieser Strategien ist, so Sennett, der Homo davoensis, gleichsam der im Wirtschaftsgipfelort Davos kreierte Mensch, die flexible Persönlichkeit, die sich durch fünf Eigenschaften auszeichnet:

- sie ist frei vom Wunsch, Dinge festzuhalten,
- sie erkennt das Fehlen langfristiger Bindungen als Wettbewerbsvorteil,
- sie passt sich flexibel an,
- sie nimmt Fragmentierungen eigener Wahrnehmungen und Erfahrungen im Arbeitsprozess hin, und
- sie kann sich von der eigenen Vergangenheit lösen.

Diese fünf Eigenschaften des flexiblen Menschen sind nun den zentralen Anliegen der Psychoanalyse diametral entgegengesetzt. Und darin erweist sich die Unzeitgemäßheit der Psychoanalyse.

1. Der durch Flexibilisierungsstrategien erzeugte Wandel, das Aufgeben des Wunsches, etwas festzuhalten, steht in Gegensatz zu der Beharrungstendenz, die die Psychoanalyse beschreibt. Egal, ob Freud von der Zähigkeit der Libido, von der Unlust, auf einmal erlebte Befriedigungen zu verzichten oder von der Triebesetzung spricht: immer geht es um die Hartnäckigkeit, mit der Wunschvorstellungen, Erlebnisse, Beziehungsmuster festgehalten werden, gleichgültig ob zum Guten oder zum Schlechten. Psychoanalytisches Denken rechnet mit der nachhaltigen Wirkung persönlicher Erfahrung.
2. Bindungslosigkeit ist ein Marktvorteil. Die Psychoanalyse insistiert demgegenüber auf der zentralen Bedeutung von Bindung und Beziehung für die psychische Entwicklung. In der

Therapie wird von Beziehung nicht nur gesprochen, sondern sie wird gelebt, an ihr wird gearbeitet. Nicht von ungefähr ist die Arbeit an der therapeutischen Beziehung, an der Übertragung, wohl für alle psychoanalytischen Therapierichtungen vorrangig. – Aus der Bindungsforschung wissen wir mehr und mehr von den langfristigen negativen Folgen unsicherer oder ambivalenter Bindungen, und aus der Behandlung schwerster Persönlichkeitspathologien, wie traumatische Beziehungsabbrüche die Persönlichkeit zerstören können.

3. Zur Flexibilisierung gehört die permanente Anpassungsbereitschaft. Dagegen steht die klinische Erfahrung, dass in manchem beruflichen Scheitern, in der Kapitulation vor immer neuen Herausforderungen, auch ein Aufschrei enthalten sein kann. Reflexartige Anpassung ist nicht die Sache psychoanalytischer Therapie, ebenso wenig wie die Einübung ständigen Ungehorsams. Vielmehr geht es meines Erachtens in der Psychoanalyse darum, auch Anpassungen bewusst zu machen, so dass sie bewusst übernommen oder bewusst abgelehnt werden können. In den klugen Worten Paul Parins gesprochen: die Analyse untersucht nicht allein die innerseelische Abwehr, sondern auch die sozialen Anpassungsmechanismen (Parin 1978).
4. Sennett zählt als viertes Charakteristikum des Homo davonensis die Hinnahme von Fragmentierungen auf. Auch die Psychoanalyse rechnet mit Fragmentierungen. Sie untersucht Brüche im Selbstverständnis, nimmt sie freilich nicht hin, sondern deckt sie auf. Gerade in der Behandlung traumatisierter Patienten versteht sie solche Fragmentierungen, Spaltungen, Dissoziationen etc. als verzweifelte Rettungsversuche, die es zu verstehen, letztendlich aber zu überbrücken gilt.
5. Flexibilisierung erzwingt es – und das ist entscheidend –, sich von der eigenen Vergangenheit zu lösen. Nach Sennett gefährdet die Flexibilisierung die Möglichkeit, eine eigene Lebensgeschichte kohärent zu erzählen. Und gerade auf diesem narrativen Zusammenhang des eigenen Lebens beharrt die Analyse. Sie hat kein naives Konzept von biographischer Kontinuität. Sie geht davon aus, dass die Lebensgeschichte, die wir von uns erzählen, eine rückwärtsgewandte Konstruktion des Bewusstseins ist, weil sie durchstoßen wird von unbewussten Strebungen (vgl. Kapitel 1 in diesem Buch). Aber die Psychoanalyse ist nicht bewusstseinsfeindlich, wenn sie sich dem Unbewussten zuwendet; sie beharrt darauf, dass Lebensgeschichte möglich sein soll, dass es zum Entwurf der eigenen Identität gehört, sein Leben als einen inneren Zusammenhang rekonstruieren zu können. Sie arbeitet daran, unbewusste Verwerfungen der Biographie in die bewusste Lebenserzählung einzuarbeiten, um sie so zu erweitern.

Fassen wir zusammen: betrachten wir die Flexibilisierung von Lebensverhältnissen aus soziologischer Sicht, erweist sich Psychoanalyse als unzeitgemäß, und zwar nicht nur, weil sie auf unzeitgemäßen Werten insistiert, sondern weil sie auf einer Praxis beharrt, die diese Werte lebt. Das Ringen um die Möglichkeit, den Patienten die Zeit zu geben, die sie im therapeutischen Prozess brauchen, ist nicht einfach ein berufspolitischer Kampf um Pfründe. Auf diese Ebene reduziert, würde die Diskussion um die Verkürzung von Therapiezeiten am brisanten Kern der Sache vorbeigehen. Psychoanalyse ist nicht nur Theorie, schon gar nicht Weltanschauung oder Ideologie, sie ist Praxis. Und sie muss auf einer Praxis beharren, die ihrem Verfahren angemessen ist, innerhalb dessen sie ihre Fragen nach der Lebensgeschichte und den Beziehungen stellen kann. Dass sie fordert, diese Fragen ohne Zeitdruck überhaupt stellen zu dürfen, ist ein Stachel im Fleisch der von Sennett beschriebenen Verhältnisse.

An dieser Stelle sei daran erinnert, dass vor über dreißig Jahren der Philosoph und Gesellschaftstheoretiker Herbert Marcuse, wenn auch von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, zu einem gleichartigen Befund gekommen ist. Er schrieb in seinem Aufsatz »Das Veralten der Psychoanalyse«: »Ich behaupte, dass sie (sc. die Psychoanalyse, J.#K.) in dem Maße veraltet ist, wie ihr Gegenstand, nämlich das Individuum als eine Verkörperung von Es, Ich und Über-Ich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit veraltet ist« (Marcuse 1968, S.#85). Der abschließende Satz dieses Textes bleibt auch über dreißig Jahre später aktuell: »So zieht die Psychoanalyse ihre Stärke aus ihrem Veralten: aus ihrer Insistenz auf den individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten, die von der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung überholt worden ist« (a.#a.#O., S.#106).

Andere soziologische Zeitdiagnosen, die von ähnlichen Befunden ausgehen, aber zu anderen Bewertungen kommen, können als Einwand dem eben Gesagten entgegengehalten werden. Zu nennen sind die Vorstellungen von A. Giddens und U. Beck zur Zweiten Moderne. Sie beschreiben Flexibilisierung als Befreiung. Sie sprechen vom zunehmenden Reflexiv-Werden der Lebensverhältnisse: Dort, wo übergreifende gesellschaftliche oder religiöse Normen oder politische Autoritäten nicht mehr universale Gültigkeit haben, ist die freie Entscheidung der einzelnen gefordert. Reflexiv-Werden meint hier, dass die Wahlmöglichkeiten zurückadressiert werden an den einzelnen oder den freien Vertrag zwischen einzelnen. Im Vergleich zu Sennett fallen indes mindestens zwei Lücken auf:

1. Flexibilisierung wird hingenommen und nicht auf die in ihr enthaltene Machtstrategie hinterfragt.

2. Der Verlust normativer Vorgaben wird nicht auf seine Folgen für die Persönlichkeit durchsichtig gemacht.

Darauf hat der slowenische Philosoph und Psychoanalytiker S. Žižek (1999) hingewiesen. Psychoanalytisch verstanden werden kann, dass durch den Verlust symbolischer Ordnungen Orientierungskrisen entstehen. Sie entsprechen Überich-Krisen. Dort, wo Autonomie und Selbstbestimmung sich in der Auseinandersetzung mit Wertordnungen und überlieferten Strukturen nicht bilden kann, werden Surrogate an ihre Stelle gesetzt. An die Stelle von Verboten zum Beispiel treten Gebote, und eines der zwingendsten ist, Žižek zufolge, das Gebot »Genieße!«. Dieses Gebot aber hat einen Haken: Gegen vorgeschriebene Genüsse kann man sich schlechter wehren, man kann sie sich umgekehrt auch schlechter zu eigen machen, und eine Reaktion gegen Genussgebote ist die Aufgabe des Genießens selbst. So lässt sich die empirisch belegte sexuelle Lustlosigkeit als Folge der medial inszenierten Gebote zum sexuellen Genuss interpretieren. Flexibilisierung, auch wenn sie eine Flexibilisierung von Normen ist, bringt keinen Autonomiegewinn.

Die Fähigkeit zur Ambivalenz, oder: die zeitgemäße Unzeitgemäßheit

Oben waren zwei Formen der Zeitgemäßheit unterschieden worden: Zeitgemäßheit als Erfüllung des Zeitgeistes, und Zeitgemäßheit als Standpunkt auf der Höhe der Zeit. Bisher war zu zeigen, dass die Psychoanalyse im ersten Sinne unzeitgemäß ist. Sie lässt sich mit dem neuen Bild des »flexiblen Menschen« nicht ohne Brüche vereinbaren. Nun wird zu prüfen sein, ob sie dennoch in der Lage ist, der Zeitaktualität gerecht zu werden.

Für die Psychoanalyse zeichnet sich als Risiko ab, dass sich aus dem – berechtigten – Einspruch gegen den Zeitgeist eine unproduktive Form trotziger Verweigerung entwickeln kann, ein Immobilismus, der Veränderungen überhaupt unter den Verdacht der Substanzauslöschung oder des Raubes von Essenzialien stellt, der also nur in der Selbstbewahrung der Kur das widerspenstige Heil erblickt. In diesem Zusammenhang ist eine Debatte sehr instruktiv, die von der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung zum Thema »Psychoanalyse: die Zukunft einer Illusion?« initiiert wurde. Sieben ehemalige oder aktuelle Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung nahmen Stellung, und diese Stellungnahmen wurden breit unter Fachkollegen diskutiert. Zwei Positionen ließen sich in dieser Diskussion erkennen; die eine entspricht einem konservativen Standpunkt, sie warnt vor Aufweichung, plädiert für ein Festhalten am analytischen Setting als dem wesentlichen Essential, weist auf

die Eigentümlichkeiten psychoanalytischer Rationalität hin. Die andere könnte die Position der Öffnung heißen; Psychoanalyse solle sich dem Dialog mit Nachbarwissenschaften stellen, der empirischen Überprüfung, der empirischen Forschung allgemein, solle angewandte Methoden fördern, also auch in Psychotherapiemethoden investieren, sich herausfordern lassen durch andere. Meines Erachtens haben beide Positionen ihre eigene Berechtigung, aber beide nicht für sich allein. Die erste Haltung kann zur beschriebenen Verweigerung führen, die andere zum Selbstverlust. Anders formuliert: Die Psychoanalyse sollte sich selbst gegenüber in einem durchaus positiv verstandenen Sinne ambivalent (Baumann 1995) bleiben. Die Tatsache ihrer produktiven Unzeitgemäßheit garantiert und erlaubt in keiner Weise eine abgehobene Position. Psychoanalyse als eine kritische Wissenschaft muss in der Lage sein, sich zeitaktuellen Herausforderungen zu stellen, sich von ihnen selbst hinterfragen zu lassen.

Wo liegen diese zeitangemessenen Aufgaben für die Psychoanalyse? Auf die erste ist oben hingewiesen worden, nämlich gesellschaftliche Einflüsse auf die Subjektivität des einzelnen zu reflektieren. Der Verweis auf Zizek diene als Beispiel, wie Psychoanalyse zum Verstehen gesellschaftlichen »Unbehagens in der Risiko- oder Erlebnisgesellschaft« (Zizek 1999, S.#179) beitragen kann. Solche Beiträge sind aber keineswegs die Regel unter Analytikern. Die für Alexander Mitscherlich oder Horst-Eberhard Richter selbstverständlichen Stellungnahmen zu gesellschaftlichen Fragen aus psychoanalytischer Sicht sind rar. Aber sie sind wichtig, weil die besondere psychoanalytische Perspektive manches Unbehagen überhaupt erst zu erkennen erlaubt. In einem Gesprächsband mit den bedeutendsten französischen Psychoanalytikern der Gegenwart zum Thema »100 Jahre danach« (Froté 1998) wird zum Beispiel deutlich, dass so bedeutende Analytiker wie A. Green oder J. Laplanche betonen, dass das Verhältnis zur Sexualität in der Gegenwart keineswegs unproblematisch ist oder ausreichend verstanden worden ist. Wenn eine über hundert Jahre alte Debatte, nämlich um den Stellenwert von sexuellem Missbrauch im Kindesalter, erneut heftig diskutiert wird, so zeigt dies zweierlei: die dringende Notwendigkeit, das Begehren der Erwachsenen gegenüber Kindern besser zu untersuchen; aber auch: die alten und differenzierten psychoanalytischen Erkenntnisse im Zusammenhang von Realität und Phantasie erneut ernstzunehmen. Wie wenig von sexueller Freizügigkeit heute die Rede sein kann, hat uns allen die Clinton-Lewinsky-Affäre bis zum Überdruß gezeigt, wenn die mächtigste Nation der Erde sich über ein Jahr lang damit beschäftigt, ob die Genitalpraktiken ihres Präsidenten nun Sexualität seien oder nicht, und die halbe Welt sich via Internet über die zu Protokoll gegebenen Pseudo-Intimitäten hermacht.

Im Folgenden sollen anders gelagerte, nämlich wissenschaftliche Herausforderungen erörtert werden.

Die zweite Herausforderung stellt sich durch die kognitive Neurowissenschaften und die neurobiologische Forschung. Nicht umsonst ist das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts als »the decade of the brain« bezeichnet worden. Von den vielen Erkenntnissen, die die kognitiven und biologischen Neurowissenschaften gebracht haben, seien nur einige Ergebnisse der Gedächtnisforschung erwähnt. Unser Wissen von den biologischen Erinnerungsvorgängen hat zu Revisionen in den Gedächtnistheorien geführt. Gedächtnisleistungen werden heute nicht mehr als mehr oder weniger statische Vorgänge der Abspeicherung von Erinnerung in einem bestimmten Hirnareal aufgefasst. Gedächtnis entsteht vielmehr in der Auseinandersetzung mit der Umwelt, die der gesamte Organismus leistet; unser Erinnerungsvermögen bildet sich aus plastischen Vorgängen mit einer hohen Veränderungsbereitschaft. Das Gehirn ist bis ins hohe Alter anpassungsfähig.

Da Erinnerungen und ihre Schicksale ein zentrales Anliegen der Psychoanalyse sind, müssen diese Revisionen die Psychoanalytiker interessieren (und sie beginnen auch damit; stellvertretend die Arbeiten von Leuzinger-Bohleber et al. 1998). Als – vielleicht überraschender – Befund ergibt sich dabei, dass die Psychoanalyse durch die Erkenntnisse der kognitiven Neurowissenschaften wissenschaftlich nicht in Frage gestellt wird. Das Verhältnis ist komplexer:

- Ganz fremd sind neurowissenschaftliches und psychoanalytisches Denken einander nicht; das Konzept der neuronalen Netzwerke hat durchaus Beziehung zu den Freudschen Vorstellungen von assoziativen Verbindungen von Erfahrungen.
- Kognitions- und neurowissenschaftliche Befunde bestätigen psychoanalytische Theorien zum Teil. Wenn die Gedächtnisforscher heute zum Beispiel zwei Gedächtnisstrukturen unterscheiden, das explizite, bewusstseinsgesteuerte, vom impliziten, nicht dem Bewusstsein verfügbaren Gedächtnis, und zeigen, dass im impliziten Gedächtnis somatische Erinnerungen und motorische Inszenierungen enthalten sind, so liegt der Brückenschlag zu psychoanalytischen Konzepten unbewusster Erinnerungen, die sich klinisch als körperbezogene Störungen äußern, oder der szenischen Erinnerungen durch das sog. Agieren, also den Handlungsdialog (Klüwer 1995), nahe.
- Die Befunde zur Plastizität neuronaler Strukturen werden meines Erachtens die klinischen Wirkungen der psychoanalytischen Therapie neurobiologisch fundieren können, verbindet man sie mit der modernen Affektforschung (Emde 1999). So wird zu zeigen sein, dass die

starken Gefühle, die in der therapeutischen Interaktion mobilisiert werden, neuronale Reaktionsmuster langfristig verändern.

- Andere empirische kognitionswissenschaftliche Befunde sollten eine Provokation sein, wenn sie bestimmte Voraussetzungen der Psychoanalyse zu »widerlegen« scheinen. Wenn die aktuelle Gedächtnisforschung zum Beispiel nahelegt, dass es symbolhaltige Phantasien unter 18 Monaten nicht geben kann (Gehde und Emrich 1998), dann ist damit nicht gesagt, dass Analytiker, die von frühesten Symbolisierungen ausgehen, Unrecht haben. Aber sie müssen sich herausgefordert fühlen, die Form, wie früheste Erfahrungen gespeichert werden, angemessen zu überdenken.

Vor falschen Hoffnungen ist ebenso zu warnen wie vor falschen Ängsten. Sicherlich muss die Psychoanalyse ihren genuinen Zugang zum eigenen Gegenstandsbereich bewahren und deshalb sinnvolle wissenschaftstheoretische Modelle offensiv vertreten. Der Weg der externen Validierung psychoanalytischer Erkenntnisse durch naturwissenschaftliche Modelle ist sinnvoll (Leuzinger-Bohleber und Pfeifer 1998), ebenso der Nachweis von Parallelen der klinischen Erfahrung mit der experimentellen Forschung. Wissenschaftstheoretisch ebenso naiv wie unhaltbar wäre es hingegen, seelische Erfahrungen auf Neurobiologie zu reduzieren.

In dem Dialog mit den Nachbarwissenschaften kann die Psychoanalyse aber selbstbewusster auftreten, als sie dies manchmal tut. Sie kann verlangen, dass auch sie an ihrer komplexen zeitgenössischen Theoriebildung und Empirie gemessen wird. Häufig wird sie auf einem Niveau kritisiert, der weit von ihrem eigenen Entwicklungsstand entfernt ist. Daran freilich sind wir Psychoanalytiker nicht ganz schuldlos, denn es gibt eine Scheu vor der Rezeption der eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse unter den Analytikern. Fonagy (1999) hat darauf hingewiesen, dass psychoanalytische Autoren immer weniger zitiert werden, und zwar nicht deshalb, weil psychoanalytische Arbeiten wenig von anderen Disziplinen gelesen werden (das war immer so), sondern weil Analytiker einander nicht mehr zitieren und diskutieren.

Als dritte Herausforderung ist die empirische Psychotherapieforschung zu nennen. Ihre Notwendigkeit wird mehr und mehr gesehen, der Generalverdacht gegenüber empirischer Forschung nimmt ab, zumal die Erkenntnis wächst, dass das Inventar an Forschungsmethoden besser und das heißt den psychoanalytischen Anliegen angemessener geworden ist. Über 300 Seiten umfasst der »Open Review«, den die IPA zu den Ergebnissen psychoanalytischer Ergebnisforschung ins Internet gestellt hat (Fonagy 1999), nicht nur ein erfreulicher Service, sondern auch ein schlagender Beweis, dass in der Psychoanalyse empirische Forschung betrieben wurde und wird. Dennoch bleibt wahr, dass die Analyse es mit ihrer empirischen

Selbsterforschung immer sehr schwer hatte. Der Review weist auch darauf hin, was fehlt, und das ist erschreckend viel.

Auch in diesem Zusammenhang ist ein ambivalentes Denken gefordert, eines, das um die Differenzen zwischen der Kur selbst und den Gesetzen empirischer Forschung weiß, sie aber akzeptiert und nicht der Angst verfällt, Forschung zerstöre den genuin analytischen Zugang zum Anderen. Dass die DGPT als Dachorganisation der psychoanalytischen Vereinigungen ein großes Forschungsprojekt hat durchführen lassen, das unter der Leitung von G. Rudolf und T. Grande aus Heidelberg psychoanalytische und psychotherapeutische Prozesse vielschichtig untersucht, ist ein hoffnungsvoll stimmendes, keineswegs selbstverständliches Zeichen: Die Herausforderung durch empirische Forschung wird in zunehmendem Maße erkannt und angenommen.

Als vierte Herausforderung erscheint das Verhältnis zu den sog. angewandten Verfahren. Mir selbst erscheint es selbstverständlich, dass einstündige Psychotherapien, die ich durchführe, dass stationäre oder teilstationäre Behandlungen mit dem Behandlungsteam in Basel zu meinem analytischen Spektrum gehören, ebenso wie drei- oder vierstündige Analysen. Interessant ist meines Erachtens nicht die Frage nach den Unterschieden, denn natürlich handelt es sich um unterschiedliche Therapieformen; viel interessanter ist, nach ihren Verbindungen zu fragen, also auch nach der Berechtigung, einstündige Therapien als analytisch fundiert anzusehen. Merton Gill (1996) hat davon gesprochen, dass es nicht nur auf das Setting ankommt, sondern darauf, ob es gelingt, eine »analytische Situation« herzustellen.

Das Problem angewandter Psychoanalyse hat freilich einen noch größeren Umfang. Es gilt eine Diskrepanz aufzulösen: analytisches Denken hat sich zum Beispiel im klinischen Alltag psychiatrischer und psychosomatischer Kliniken als ausgesprochen hilfreich für Milieugesaltung und die Beziehung zum Patienten erwiesen; dennoch fehlen in vielen Bereichen erfahrungsnah, alltäglich handhabbare Anwendungskonzepte, auch dort, wo kein Platz für psychoanalytische Therapien ist. Der berufspolitische Aspekt ist dabei nicht zu unterschätzen. Psychoanalytiker sollten nicht immer nur auf die Reinheit ihrer Lehre achten, sondern großzügiger integrativ denken, also auch das Terrain konzeptuell besetzen, in dem sie ohnehin wirken. Statt einer Strategie der Abgrenzung ist geboten, die Psychoanalyse mit den multiplen Anwendungsformen, die sie entwickelt hat, dem großen Bereich psychoanalytischer Erfahrung zuzurechnen.

Die Einsicht in das unzeitgemäße Grundanliegen der Analyse berechtigt also nicht dazu, ein privilegiertes Außenseitertum zu pflegen und zu denken, dass von vorneherein »die anderen« die Sache der Anpassung betreiben. Unser psychoanalytisches Wissen über Feindbilder sollte

uns helfen, auf die eigenen zu achten, die im biologischen Psychiater den Verfolger sehen oder im empirischen Forscher den undercover agent, der die Psychoanalyse an den Positivismus ausliefert. Es mag ja sein, dass die genannten Gruppen berufspolitische Gegner oder wissenschaftliche Kontrahenten werden; zum Verfolger sollten sie von den Analytikern auch dann nicht gemacht werden, wenn sie es ihrerseits tun. Dies deshalb, nicht weil irgendeine Ethik dies gebietet, sondern weil eine Grunderkenntnis der Psychoanalyse auf sie selbst als Wissenschaft anzuwenden ist: für die eigene Entwicklung ist die andere Person, der Kontrahent, das Gegenüber entscheidend. Um mich zu entwickeln, ist es nötig, den Anderen als anderen Menschen zu erkennen und auch anzuerkennen; nur so erkenne ich mich selbst. Bloße Distanzierung – wir wissen das aus der Therapie mit Menschen, die unter Nähe-Distanz-Regulationsstörungen leiden – verhindert diese Anerkennung, und deshalb auch die Selbstfindung. Sich vom anderen in Frage stellen zu lassen, ebenso wie Andere in Frage zu stellen, ist für die Persönlichkeitsentwicklung notwendig. Dieses Modell lässt sich auch auf die Psychoanalyse als Wissenschaft anwenden. Die Psychoanalyse braucht, für ihre eigene Entwicklung, die zeitgemäße Auseinandersetzung mit anderen. Sie sollten wir, die wir ohnehin mit genügend Schwierigkeiten zu kämpfen haben, nicht der eigenen falsch verstandenen Selbsterhaltung opfern, die sonst zur Leere des bloßen Selbstbezugs verkäme.

Ende

Unzeitgemäß zeitgemäß sein: wie kann diese produktiv verstandene Ambivalenz umgesetzt werden? Eigentümliche Wissenschaft und Therapie, die sie ist, mit hohem Anspruch zwischen vielen Stühlen sitzend, braucht die Psychoanalyse gleichwohl einen Ort, der sie stabilisiert. Der *Idee* der Universität entspricht es, dass sie diesen ambivalenten Bezug zur Gegenwart, dieses Zugleich von Abstand und Öffnung in bezug auf brennende Fragen des aktuellen Diskurses, fördern sollte. In diesem Sinne ist der wundervollen Utopie O. Kernbergs zuzustimmen, die sein Beitrag zur vorhin erwähnten Umfrage »Psychoanalyse, die Zukunft einer Illusion?« gewesen ist. Kernberg hält einen Vortrag im Jahre 2028, er entwirft eine optimistische Zukunftsperspektive für die Psychoanalyse: in zwei oder drei Jahrzehnten hat sie Anschluss an wissenschaftliche Entwicklungen in Nachbargebieten gefunden und interdisziplinäre Forschungen unternommen, ohne die eigene Substanz zu vernachlässigen, und dies war vor allem deshalb möglich, weil sie ihren Weg zurück an die Universität gefunden hat.

Nun ist diese Formulierung – »den Rückweg finden« – missverständlich. Die Psychoanalyse ist nicht allein deshalb an der Universität schlecht vertreten, weil sie sich verlaufen hätte – ihr wird der Weg auch abgeschnitten oder, wenn sie schon dort ist, das Wasser abgegraben. Jedenfalls kann es für eine Hochschulkarriere nicht mehr ohne weiteres als Empfehlung gelten, Psychoanalytiker zu sein. Außerdem wissen wir nicht, ob und vor allem wie lange noch die Idee der Universität in ihr selbst wohnt; gegenwärtig erscheint es so, als könnte sie ebenfalls im Sinne Sennetts flexibilisiert werden, zu ihrem ökonomischen Wohl, möglicherweise aber um den hohen Preis dieser ihrer Idee.

Gleichwohl ist es nötig, dass die Psychoanalyse eine wissenschaftliche Heimat hat. Wer forschen will, braucht Geld und Zeit dafür, einen verbrieften Freiraum und die Anerkennung der eigenen Fragestellungen durch die scientific community. Ohne diese Rahmenbedingungen kann sich eine Wissenschaft nicht entwickeln.

Der Ort, von dem die Rede war, ist sicher nicht nur ein Ort und schon gar nicht ein einziger geographischer Punkt – er ist in Wirklichkeit ein dynamisches Netzwerk, an dem alle Analytiker in der Tat stricken oder stricken könnten. Neue Fäden im Netzwerk entstehen zum Beispiel dort, wo sich psychoanalytische Organisationen (die IPA, die DGPT) stärker als bisher Forschungsfragen öffnen. Allerdings entstehen nicht nur neue, alte drohen zu reißen oder fadenscheinig zu werden; zum Beispiel die Verbindungen zwischen psychoanalytisch geführten Kliniken und den psychoanalytischen Instituten, deren Zerreißen ein Verlust für beide Seiten bedeutete. Netze brauchen Knotenpunkte; solche Knoten könnten (oder müssten) unabhängige (auch klinik-unabhängige) universitäre psychoanalytische Institute sein, deren es zu wenige gibt und von denen die bestehenden ihre Knotenpunkt-Lage für mitreißende Netzimpulse vielleicht noch besser nützen könnten. Die Verflechtungen zwischen psychoanalytischer und geisteswissenschaftlicher Forschung blitzen eher als folgenlos schöne Fische im Netz, als dass sie in die Netzstruktur gut eingewoben würden.

Netzwerke sind von realen Netzen vor allem darin zu unterscheiden, dass das Material und die Form der Netzmaschen sehr unterschiedlich sein können. Entscheidend an Netzwerken sind das Wechselspiel von Einflüssen und das Nützen von Synergien. Der Netzmetapher lässt sich die des Tauziehens entgegensetzen, bei der bekanntlich zum Schluss die andere Seite zu Fall kommen soll. Das wissenschaftliche Tauziehen ist leider nicht aus der Mode gekommen.

An Inhalten für den Informationsstrom, der durch solche Netzwerke fließt oder fließen könnte, besteht kein Mangel. Die Krise der Psychoanalyse ist keine Krise ihres Ideenreichtums. Die theoretische Vielfalt mag überbordend sein, so dass der eine oder die andere verleitet sein mag, von »babylonischer Sprachverwirrung« (Green, in: Froté 1998) zu sprechen.

Warum soll man nicht Fruchtbarkeit oder gar Reichtum sagen? Die Psychoanalyse verarmt nicht an sich selbst. Ihre Zukunftsfähigkeit, soweit sie überhaupt in ihrer eigenen Hand liegt, ist meines Erachtens mit drei Faktoren verbunden, die nur künstlich zu trennen sind:

1. der Frage ihrer Ambivalenzfähigkeit, die mit der paradoxen Formel »unzeitgemäß zeitgemäß Sein« umschrieben worden ist;
2. der Fähigkeit von Psychoanalytikern, auf der Grundlage dieser ambivalenten Position Verbindungen herzustellen, also keine »Angriffe auf Verbindungen« (Bion 1959) zu unternehmen, sondern sich klinisch und wissenschaftlich zu vernetzen. Zugespißt gesagt, braucht die Psychoanalyse einen Wechsel der Spielebenen: statt Tauziehen also Netzeknüpfen;
3. der Fähigkeit ihrer Organisationen, berufspolitisch zu kämpfen.

Psychoanalytiker zu sein wird auch im 21. Jahrhundert eine Tätigkeit bleiben, die in vielfältiger Hinsicht auch »Jenseits des Lustprinzips« steht. Man denke daran, wie der gleichnamige Freudsche Text endet. Freud zitiert den Dichter Rückert:

»Was man nicht erfliegen kann, muss man erhinken.

Die Schrift sagt, es ist keine Sünde zu hinken.«

Vielleicht sollten Psychoanalytiker, die so leicht in Endzeitstimmung versinken, gerade wenn die Berufspolitik sie mal wieder erdrückt, sich sagen, dass es auch keine Sünde ist, gelegentlich zu fliegen. Sie hinken nicht nur, sie sind auch in viele neue Welten geflogen. Deshalb ist ihnen, »am Ende des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung«, ein wenig von dem Stolz zu wünschen, den Bert Brecht in einem weithin unbekanntem Stück über den »Ozeanflug« formuliert hat. Da heißt es:

»Am Ende des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung
erhob sich unsere stählerne Einfalt« –

gemeint ist das Flugzeug; wir müssten vielleicht an diese Stelle die ungelinkere Formulierung setzen: »unser Heil- und Forschungsdrang« – und weiter:

»aufzuzeigen das Mögliche
ohne uns vergessen zu machen:
das noch nicht Erreichte«.

Um beides sollte es den Psychoanalytikern gehen: das, was möglich war und ist, offensiv zu vertreten, ohne das noch nicht Erreichte vor sich und anderen zu verbergen.

Aus: Joachim Küchenhoff, *Die Achtung vor dem Anderen. Psychoanalyse und Kulturwissenschaften im Dialog*, Velbrück Wissenschaft 2005.

Literatur

- Baumann, Z. (1995), *Moderne und Ambivalenz*, Fischer: Frankfurt am Main.
- Bion, W.#R. (1959), »Attacks on linking«, in: *International Journal of Psychoanalysis*, 40: 308-315.
- Derrida J. (1998), *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Emde, R. (1999), »Fortschritte erzielen: integrative Einflüsse affektiver Prozesse und deren Bedeutung für die Entwicklung und die Psychoanalyse«, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 14: 196-228.
- Fonagy, P. (Hrsg.) (1999), »An open door review of outcome studies in psychoanalysis«, IPA Homepage.
- Froté, P. (1998) (Hrsg.), *Cent ans après*, Gallimard: Paris.
- Gehde, E., Emrich, H. (1998), »Kontext und Bedeutung: Psychobiologie der Subjektivität im Hinblick auf psychoanalytische Theoriebildungen«, in: *Psyche*, 52: 963-1003.
- Gill, M. (1996), *Die Übertragungsanalyse*, Fischer: Frankfurt am Main.
- Kernberg, O. (1998), »An illusion about the future. Some reflections on the future of psychoanalysis«, in: *International Psychoanalysis*, 7 (IPA News Letter).
- Klüwer, R. (1995), *Studien zur Fokalthherapie*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Kristeva, J. (1975), *Die Revolution der poetischen Sprache*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Leuzinger-Bohleber, M., Pfeifer, R. (1998), »Erinnern in der Übertragung – Vergangenheit in der Gegenwart?«, in: *Psyche*, 52: 884-918.
- Marcuse, H. (1968,) »Das Veralten der Psychoanalyse«, in: *Kultur und Gesellschaft I*, Suhrkamp: Frankfurt am Main, 85-106.
- Marquard, O. (1987), *Transzendentaler Idealismus, romantische Naturphilosophie, Psychoanalyse*, Verlag für Philosophie Dinter: Köln.
- Parin, P. (1978), *Der Widerspruch im Subjekt*, Syndikat: Frankfurt am Main.
- Sennett, R. (1998), *Der flexible Mensch*, Berlin Verlag: Berlin.
- von Matt, P. (1999), »Versuch, den Himmel auf der Erde einzurichten. Der Absolutismus der Liebe in Goethes ›Wahlverwandschaften‹«, in: *NZZ*, 28. 8. 1999.
- Warsitz, P. (1997), »Die widerständige Erfahrung der Psychoanalyse zwischen den Methodologien der Wissenschaften«, in: *Psyche*, 51:101-142.
- Zizek, S. (1999) *Liebe Deinen Nächsten? Nein danke*, Verlag Volk und Welt: Berlin.